

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338447](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338447)

# Die Trauung

Von Friedrich Roth

Was hat es die Mäuler in Bewegung gebracht, als Goethe, der Minister, die kleine Christiane Vulpius ins Haus am Frauenplan nahm! Sie hatte sich mit einer Bittschrift für den Bruder genah — an der kleinen Freitreppe, die heute für die ganze Welt Stufen zum Eingang in das Heiligtum des Geistes und edelster Menschlichkeit bedeuten. Der Geheimrat habe das Mädchen mit den dunklen glühenden Augen aufgefordert einzutreten, und seitdem sei sie bei ihm geblieben. Ganz Weimar geriet in Aufregung. Die Hefe der Leidenschaften stieg hoch und drohte die reine Klarheit des Weines anständiger Denkungsart zu trüben. Auch besonnenerer Köpfe wollten überbrausen. Wie ging es an, daß der Freund des Herzogs, der Vertraute des Hofes sich eine Konkubine ins Haus nahm?! Durfte der Gesetz und Sitte durchbrechen, der ihr vornehmster Diener sein sollte?! — Ach, die Menge möchte wohl die große schöpferische Tat, aber von dem Ingenium selbst das Leben des Kärrners fordern. — Der Neid, der Neid vor allem war auf dem Platze, die Trommel zu rühren: Wie diffamierte der Herr von Goethe die Beamten und Genossen seines Standes! Und aus der Gosse schrie es, wie es immer aus der Gosse schreit, den eigenen Schmutz zu überdecken. — Am meisten freilich ereiferten sich die Frauen. Die älteren, jenseits der zweiten Blüte, mußten mit der Strenge entschinnlicher Überlegenheit ohnehin aburteilen, was jung



und eigenmächtig war. Die der niederen Stände gönnten es ihresgleichen nicht, einen Vorzug zu genießen; sie warfen dem Mädchen allerlei Schlimmes an. Die der höheren Stände rümpften die Nase, weil der berühmte Mann zu seiner Vertrauten keine andere als aus dem gemeinen Volke gefunden hatte. Alle aber, das stand fest, hätten sich selber besser an Christianes Stelle gewußt.

Goethe ließ sich nicht beirren. Die Vulpius wurde und blieb seine Hausgenossin. Und er hörte auch nicht auf das Gelärme, als sie ihm eines Tages den Sohn gebar. Heiraten konnte er sie zunächst nicht. Es wäre unmöglich gewesen, die legitime Gattin in der Gesellschaft durchzusetzen. Für die Geliebte war es erlässlich, fern zu bleiben, wenn der Minister da oder dorthin und zu Hofe ging. Indessen, bis auf den heutigen Tag ruht die Frage nicht, wie sich der Olympier mit dem bescheidenen Frauenwesen begnügen konnte. Kann sich wer denken, daß er etwa die Stein oder die Stael mit dem unruhig kreisenden Geistfeuer im Hause hätte haben können und wollen? Vielmehr brauchte der ewige Sucher und Erkennen die schlichte natürliche Weibart um sich, die ihn der Natur verband. Einen tieferen Einblick in die Ursächlichkeit seiner Wahl wird der bekommen, der das Bild der Christiane mit dem von Goethes Mutter vergleicht. Welche Ähnlichkeit, die gleiche Unmittelbarkeit, Aufgeschlossenheit, Hellsinnigkeit, Weltoffenheit, den praktischen Sinn für das Nahe und Tüchtige! Im übrigen müßte die Tatsache genügen. Der große Mensch ist niemand verantwortlich als sich, weil er die letzte und höchste Verantwortung in sich trägt, die aus Gott kommt, weil er mit seinem Geiste die Welt neu gestaltet, ohne die die Masse morgen aufhören müßte zu leben. Hier wird immer mit zweierlei Maßstäben gemessen werden müssen.

Und dennoch hat Goethe zu gegebener Zeit für sein Verhältnis zu Christiane die bürgerliche Anerkennung gesucht. Die Ursache war aber keine äußere, sondern eine innere, tief menschliche.

Es war an einem jener unglücklichen Oktobertage des Jahres 1806. Der Schatten Napoleons lag drohend über den deutschen Landen. Österreich hatte die Schlacht bei Austerlitz verloren, viele deutsche Fürsten hatten sich zum Rheinbunde zusammengeschlossen und an Napoleons Seite gefunden. Preußen jedoch, in klarer Entschiedenheit und Erkenntnis seiner geschichtlichen Mission, war gegen den Usurpator in den Krieg eingetreten. Auf seine Seite hatte sich der edelmütige Karl August, Herzog von Sachsen-Weimar, gestellt. Er, gegen den natürlich Napoleon nun besonders aufgebracht sein mußte, hatte die preussische Avantgarde zu führen. Am Morgen des



Zeichnungen: Eugen Heinrich

14. hörte man in Weimar fernen Kanonendonner, am Mittage waren die Franzosen vor der Stadt. Kanonenkugeln schlugen bereits durch die Dächer, und die ersten Chasseurs stürmten durch die Straßen. Am Nachmittage klopfte es an Goethes Haus. Ein junger Husarenoffizier ließ sich melden. Seltsame Einkehr, es war der Graf Wilhelm von Türckheim, der Sohn von Goethes einstiger Braut Lili Schöne- mann. In dessen Begleitung konnte der Minister es wagen, die im Schlosse zurückgebliebene Herzogin aufzusuchen, nach ihr zu sehen. Als er in sein Haus zurückkam, hatten sich sechzehn elsässische Kavaleristen in der Bedientenstube einquartiert. Zugleich war angesagt worden, daß der Marschall Ney mit seinen Begleitern hier Wohnung nehmen würde. Christiane hatte bereits Vorkehrungen getroffen. In seinem Arbeitszimmer fand Goethe Leute aus der Stadt, die hier Zuflucht gesucht hatten. Es war spät geworden; die Nacht war erhellt von lodernnden Bränden und erfüllt vom Geschrei der plündernden Soldateska. 40 000 Mann hatten sich über die Beute geworfen.

Goethe zog sich in ein Zimmer im zweiten Stock zurück. Christiane war bei ihm. Im Flur ging Riemer, der Hauslehrer, auf und ab, den angekündigten Marschall zu erwarten. Die Elsässer schliefen; es waren

ruhige, anständige, blonde Kerle, mit denen man sich vertraut fühlen konnte und die nicht wissen mochten, wie sie unter die Fahnen des Korsen gekommen sind. Plötzlich dröhnten Kolbenschläge ans Tor. Riemer öffnet, sieht etliche Tirailleurs, weist sie zurück. Sie drohen die Türe einzuschlagen. Da läßt Riemer sie ein, gibt ihnen zu essen und zu trinken. Sie verlangen kategorisch den Hausherrn zu sehen. Riemer meldet den Vorfall Goethe. Goethe kommt herab. Sein Erscheinen zügelt die wilde Begehrlichkeit der Eindringlinge. Sie bitten um Schlafgelegenheit. Goethe betont, das Haus sei belegt. Seine Entschlossenheit macht Eindruck. Die Kerle vollends zu besänftigen, befiehlt er Riemer Wein zu bringen. Die Franzosen scheinen angerührt von dieser chevaleresken Art. Doch einer kann es nicht erwarten, bis man ihm einschenkt, greift hastig und eigenmächtig nach der Flasche und gießt die Gläser voll, daß der rote Saft auf die weiße Tischdecke überschwallt. Dann protestet er in herablassend frecher Manier dem Hausherrn zu. Goethe zuckt mit keiner Wimper. Er kennt das deklassierte Gebahren der Niedrigkeit. Er zieht sich wieder zurück. Die Tirailleurs verlangen mehr Wein. Riemer ist außerstande, ihnen Einhalt zu gebieten. Er sieht mit Schrecken, wie sich die Kerle be- rauschen. Er will zum andern mal zu Goethe hinauf-

gehen, da zerschlägt einer der Ausbündigen — es ist derselbe, der sich vorhin hervortat — sein Glas und welscht ein paar Phrasen von Freiheit und Gleichheit daher. Es seien noch nicht zwei Jahrzehnte vergangen, seitdem man Leuten wie dem da oben in Paris die Köpfe vor die Füße gelegt habe. „Hinauf!“ brüllt er den andern zu und erwischt sein Gewehr. Er konnte nicht wissen, daß sein oberster Kriegsherr vor dem Dichter des Werther die höchste Achtung hat und sie ihm bezeigen wird. Was kann schon ein besoffener Tagedieb wissen! Die Bande tobt die Treppe empor, vorbei an dem Kolossalhaupte der Juno, das still und verächtlich aus dem blauen Zimmer sieht, angeschienen von den Kerzen eines umgestürzten Leuchters, an den anderen Statuen vorbei, die die Größe und die erhabene Ruhe der Antike ausstrahlen, das schweigende Wissen aus Jahrtausenden. Die randalierende Bande dringt in Goethes Schlafzimmer ein. Der Rädelsführer pflanzt sich drohend vor dem Dichter auf. Er zückt die Waffe. Es ist offenbar, er will einen verborgenen Haß austoben, es ist der Haß gegen alles, was über ihm ist, hier hat er sein Objekt gefunden. Je eindringlicher der Kerl die Überlegenheit seines Gegenübers spürt, um so mehr rast es in ihm. Er fordert Goethe mit frechen Worten heraus, ihn zu einer feindlichen Äußerung zu zwingen, die wird er dann zum Anlaß nehmen, ihn niederzustecken. Der nahezu sechzigjährige Dichter steht starr, um seine Stirne wächst ein Licht, seine Augen liegen unbewegt auf dem Gesichte vor ihm, sie haben fast einen leisen Glanz von Nachsicht; sie suchen etwas. Wo hat er dieses Diebsgesicht schon einmal



Wertheim am Main und Tauber

Nach einer Radierung von W. Romberg

gesehen, dieses Henkergesicht mit den verschwollenen Lidern und den aufgeworfenen Lippen? Sieht der Strolch nicht aus wie einer der Schächer auf Dürers oder Holbeins Passionsbildern? So ist es! Die Unterwelt steht immer wieder auf, der Massenmensch gegen den überragenden, heilbringenden einzelnen. Der Kerl faßt ihn an. Goethe stößt ihn zurück; er wird nicht zurückweichen vor der Finsternis, niemals. Christiane, die bislang bebend beiseite gestanden hatte, tritt jetzt einen Schritt näher. Sie hätte es nicht für möglich gehalten, daß sich einer an den hohen Mann heranwagen könnte. Aber gegen die Niedrigkeit scheint niemand gefeit zu sein. Da holt der Kerl zum Schlage aus. Sich, seinen Kumpanen, aller existierenden Gemeinheit ist er es schuldig, den da vor sich niederzuschlagen. Christiane wirft sich zwischen Goethe und den Wahnsinnigen. Etwas Ungeheures ist in ihren Augen, als wollten sie jenem ins Gesicht schreien: „Weißt du nicht, was du tust, du Teufel?“ — In diesem Augenblick tritt Riemer ein, den die Kerle überlaufen hatten, meldet in seiner Not die Ankunft des Marschalls. Über das Gesindel fährt die Nachricht nieder wie eine Peitsche. Feige ist es allemal obendrein, wenn es sich noch so sehr seiner Faustkraft rühmt. Die Kerle stürzen aus dem Zimmer, aus dem Hause. Eine dumpfe Stille liegt über den Zurückgebliebenen, als würde jetzt erst offenbar, was geschehen war, geschehen sollte. Da dreht sich Goethe um; er macht eine Handbewegung, als wische er etwas weg. Er öffnet ein wenig das Fenster, durch das die brenzlige Nachtluft dringt, untermischt mit dem feuchten Ruch des Herbstes. Dann tritt er zu Christiane. Er streicht ihr vorsichtig über den dunklen Scheitel. Riemer verabschiedet sich wortlos. Er weiß, hier will sich eine tiefinnerliche Wende vollziehen, die mehr als Anerkennung ist für diese Stunde der Bewährung.

Am andern Abend hat Goethe eine kleine Gesellschaft in seinem Haus am Frauenplan versammelt. Heinrich Voss berichtet, wie es rührend war, als Goethe der Vulpus für ihre Treue in diesen unruhigen Tagen dankte und mit den Worten schloß: „So Gott will, sind wir morgen mittag Mann und Frau!“

Es war nun der Augenblick gekommen, wo er vor aller Öffentlichkeit für Christiane das Ansehen erzwingen konnte, das ihr längst gebührte. Mehr als zuvor schätzte er ihre nahe, unmittelbare frauliche Art, die vor der Gefahr bereit war, für ihn das Letzte zu geben. Am 19. Oktober findet sich in seinem Tagebuch nur das eine, schwerwiegende Wort: Trauung.

Die Frau Rat aber, Frau Aja, Goethes hochherzige Mutter, als solche letzte Instanz im Mysterium des Daseins, schreibt aus Frankfurt an den Sohn: „Zu Deinem neuen Stand wünsche ich Dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen — da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt — Gott erhalte Euch! Meinen Segen habt Ihr hiermit in vollem Maß. — Grüße meine liebe Tochter herzlich — sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehere.“

# Kinder-Winter-Wunder



Kind, ich versprach dir ein Wunder.  
Das Wunder kam über Nacht,  
Hat aus weiß-samtenem Plunder  
Eine neue Welt dir gemacht,

Hat den herbstlich welken Garten  
Gekleidet in Hermelin,  
Und wird noch dicker die zarten  
Zweige mit Zucker beziehn,

Bis daß die verschlafene Sonne,  
Vom Blendwerk baß überrascht,  
In gährender Mittagswonne  
Als Frühstück ihn vernascht.

Doch sind's nicht zuckrige Nüsse,  
Die der spielende Wind treibt rund,  
Vielleicht sind's himmlische Küsse,  
Fang sie mit zärtlichem Mund!

Die Tanne im moosigen Barte  
Sieht heute noch greiser aus.  
Der Weiher, der gläsern harte,  
Spiegelt ein marmornes Haus.

Schau wie die flatternden Flöckchen  
Musselinart dich umwehn.  
Auf deinen goldenen Löckchen  
Fühl ihren Zauber vergehn.

Zum Feste der flaumigen Bällchen  
Mumme dich wohligh ein,  
Und laß von den losen Libellen  
Dich ziehn in die kreisenden Reihn.

Es sind diese zierlichen Bäschen  
Tröpflein des lebendigen Alls.  
Sie kitzeln dein neckisches Näschen  
Wie feines prickelndes Salz.

Wenn gar am Fenster erblühen  
Farnärten von reinem Kristall,  
Wie rot deine Bäckchen glühen  
Vor dem paradiesischen Schwall!

Und so wird nimmer vergehen  
Aus deiner Erinnerung Macht,  
Kind, was du heute gesehen:  
Das Wunder der heiligen Nacht!

Rainer Prevot.

# Die Geschichte von der »Streichwurstsophie«

Eine Jugenderinnerung von Armin Peetz

In einer alten Stadt zwischen Rhein und Vogesen, mitten im Gewinkel schöner Fachwerkbauten, träumt eine kleine Konditorei. Hinter den Scheiben auf Regalen aus Glas stehen bunte Bonbonnieren mit breiten Goldrändern und seidener Verschnürung. Die



Schachteln sind leer, aber in einer großen Vase sind immer frische Blumen, wie sie die Jahreszeit gibt.

Was auf dem Schild über der Ladentüre steht, ist gleichgültig. Aber daß einige alte Stammkunden zur »Streichwurstsophie« gehen, wenn sie süße Brötchen kaufen wollen, das ist eine Geschichte, die heute beinahe Seltenheitswert hat.

Wenn ich einmal in die alte Stadt käme, zwischen die Fachwerkbauten geriete, in den Laden ginge und für hundert Gramm Käsekuchen verlangte, dann würde mich die Frau hinter dem Ladentisch aus graublauen Augen verwundert ansehen und vielleicht ein bißchen rot werden. Dann aber würde sie das Kuchenmesser nehmen, in die Küche oder in den Keller gehen und mir ein großes Stück... Streichwurst bringen. Ich aber würde auf den runden, gerippten Gummiteller auf der blitzblanken Glasplatte nur ein Zehnpfennigstück hinlegen. Die Konditorsfrau würde ein wenig lächeln, und, während sie das Geld in die Lade legt, einen Augenblick den Kopf senken, daß ich unter dem kastanienbraunen Haar einen schönen, weißen Nacken sähe.

Um zehn Pfennige ein großes Stück Streichwurst gegen Kuchenmarken in der Konditorei? Das wäre freilich ein höchst seltsames Ereignis, wenn zwischen der Frau hinter dem Ladentisch und mir nicht ein stilles Einverständnis bestände, das seine heitere Geschichte hat.

Wenn ich also heute, nach mehr als zwanzig Jahren der »Streichwurstsophie« wieder begegnen

würde... da beginnt die Geschichte. Damals stand ein blutjunges Mädchen hinter einem anderen Ladentisch in einer anderen Stadt. Es war ein kleiner, mit weißen Kacheln getäfelter Raum. Beim Öffnen und Schließen der Tür bimmelte aufdringlich ein helles Glöckchen. Dann stand ich vor ihr. Ein Paar graublau Augen, wie Sterne groß, schauten mich an und ein Köpfchen von rotbraunem Haar umrahmt nickte mir heimlich zu.

Ich brauchte nicht erst zu sagen, was ich wollte. Ich legte nur mein Zehnpfennigstück auf die gerippte Gummiplatte. Dann wurde Sophie ein wenig rot, schaute sich um, ob der Herr Vater mit den anderen Kunden beschäftigt war, und schnitt mir ein langes, dickes Stück aus einer der runden Würste heraus, die zu Dutzenden über ihrem Haupte hingen. Wenn sie es mir in Pergament gewickelt auf die Glasplatte legte, berührten sich unsere Hände einen Augenblick. Ich hatte für jeden Abend eine stumme Frage. Und jeden Abend nickte Sophie, daß die große rote Schleife in ihrem Haar ein bißchen über die weiße Stirne fiel. Oder sie schüttelte den Kopf, daß die zwei dicken, kastanienbraunen Zöpfe über der Schulter sichtbar wurden.

Eigentlich müßte jetzt meine gute, alte Mutter die Geschichte weiter erzählen, denn sie hatte den Profit von dieser Liebe über den Ladentisch. Nicht daß ihr mütterliches Herz ohne Teilnahme an dem jungen Glück war, aber wichtiger war doch das große Stück Streichwurst, das, auf dicke Brote gestrichen, mit einer Kanne voll gezuckertem Tee für die ganze Familie zum Abendbrot reichte.

Wer zum erstenmal das Wort »Streichwurstsophie« aussprach, weiß ich nicht mehr. Ob es meine Mutter war, die diese sinnvolle, aber so ganz und



Zeichnungen: C. Frantz

gar unromantische Wortverbindung aufbrachte, oder der Schrafstetter Franz, der merkwürdigerweise auch immer um den Laden strich und nicht selten für zehn Pfennig Streichwurst holte, weiß ich nicht mehr. Eines Tages war es eben da, das fürchterliche Wort das wie eine Riesenwurst im Himmel meiner Liebe hing und nicht für tausend Groschen mehr wegzukaufen war. Ich wütete mit dem ganzen Pathos eines jugendlichen Liebhabers gegen diese entsetzliche Profanie, ich drohte, jedem den Hals umzudrehen, der es wagen sollte, etwa in Gegenwart der Angebeteten dieses Wort auszusprechen, ich wurde sogar an der edlen Denkart meiner guten Mutter irre. Vergeblich: Eines Tages stand ich mit meinem Zehner vor einer jungen Dame mit roten Haarschleifen und sprühenden, graublauen Augen, die ein wenig geschwellen schienen, und vernahm aus ihrem am Abend vorher erstmals schüchtern geküßten Mund auf meine stumme Frage die vernichtende Antwort: „Streichwurst ist ausverkauft!“ Dabei hingen die runden Würste wie sonst zu Dutzenden über ihrem Haupt. Daß meine Mutter meinte, ich solle dann eben für zehn Pfennig Mettwurst oder Schinkenwurst holen, erzähle ich nur, um die ganze Größe meiner Niederlage klarzumachen.

Die Katastrophe aber ereignete sich am anderen Morgen. Ich habe noch nicht erzählt, daß ich auf der „höheren Schule“ war und daß ich in der Mathematik die verachtenswerte Wissenschaft aller amusischen Menschen sah. Dementsprechend war die Einstellung des etwas asthmatischen, aber sonst sehr beweglichen Mathematikprofessors zu mir. Die Stunde begann damit, daß er das Rätsel einer Gleichung auf die Tafel

schrieb. „Drehen Sie (er sagte wirklich „Sie“) die Tafel um und schreiben Sie die Gleichung aus dem Gedächtnis nieder.“ Ich drehte, stand und starrte. Der Professor stand und sah und tobte. Die Klasse grinste, lachte und schrie. Auf der Rückseite der Tafel war mit genialen Kreidestrichen ein Ladentisch mit lauter runden Würsten hingehauen. Dahinter ein Mädchen mit Flügeln im Haar, mit langen Zöpfen und einem breiten Schlächtermesser in der Hand. Darunter aber stand: Streichwurstsophie. — nur dieses eine Wort — Streichwurstsophie!

Der Schrafstetter Franzl — ich weiß heute noch nicht, ob er es war, der die Kreidezeichnung verbrochen hatte — hat seine Prügel bezogen, und ich habe meine Karzer abgesessen. Sophie ließ sich die Zöpfe schneiden, und meine gute Mutter bekam in Zukunft das gleiche Stück Wurst, nur mußte sie es selbst holen und zwanzig Pfennig dafür bezahlen. Ich aber esse erst wieder Streichwurst, seit man von der geringeren Sorte die doppelte Portion auf Marken bekommt.

Sophie hat später einen Konditor geheiratet, hat ein Kaffee in einer alten Stadt zwischen Rhein und Vogesen, das mitten im Gewinkel schöner Fachwerkbauten steht und verkauft Kuchen... manchmal an alte Stammkunden, die „Streichwurstsophie“ zu ihr sagen. Sie werden dann besonders gut und freundlich bedient.

Wenn ich einmal in die alte Stadt käme... und Sophie brächte mir für hundert Gramm Brotmarken ein großes, dickes Stück Streichwurst?

Ich finde, die Geschichte hat heute doch Seltenheitswert.



Das schöne Tann im Oberelsaß

Aufn.: Artur Weiß